

Mark Letteney: *The Christianization of Knowledge in Late Antiquity. Intellectual and Material Transformations*. Cambridge: Cambridge University Press 2023. XVI, 290 S., 36 Abb. £ 89.00/\$ 116.00. ISBN: 978-1-009-36338-9.

Das vorliegende Buch greift bereits im Titel drei Trendbegriffe der gegenwärtigen Forschung zur Spätantike auf: die Prozesshaftigkeit der „Christianisierung“ unterschiedlicher kultureller und gesellschaftlicher Bereiche; den Fokus auf Wissen, verstanden nicht als fixierter Bestand von Daten, sondern als Modus der diskursiven Weltaneignung und -gestaltung; und die Spannung zwischen wissbaren Inhalten und ihren materiellen Trägermedien als Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation überhaupt. In Kombination dieser Aspekte will der Verfasser, der mit der Dissertationsfassung des Buches 2020 in Princeton promoviert wurde und seitdem Geschichte an der University of Washington lehrt, eine scheinbar simple, tatsächlich höchst anspruchsvolle Frage beantworten: „I want to know what difference Christianity made“ (S. 3). Konkret geht es um „the methods by which a meaningful truth claim could be made at a particular moment: during the period of flux when Christians first came to overtake state institutions with sufficient influence to effect a dramatic change on the structure of meaning-making in the Roman empire“ (ebd.). Neue Praktiken des Wissens prägten theologische, aber auch historiographische und rechtliche Diskurse, die quasi im Gleichschritt ‚christianisiert‘ wurden. Der Ursprung dieser neuen Diskurslandschaft waren theologischen Debatten vor, auf und nach dem Konzil von Nizäa (325), die aber weit über die Klärung theologischer Feinheiten hinaus – sogar für die Anfänge des Talmud – Bedeutung erlangten: „Nicene Christians, ascending to positions of power, changed the way that an entire scholastic culture approached the creation, verification, and dissemination of facts“ (S. 5). So verstanden begann die Spätantike „as a moment of rupture not only in politics but in praxis“ (S. 7). Das Buch behandelt also, in den Worten von Peter Brown auf der hinteren Umschlagseite, „a change almost too big to be seen“.¹

Der Fluchtpunkt der Argumentation ist allerdings durchaus gut sichtbar: Mark Letteney betrachtet den im fünften Jahrhundert kompilierten *Codex*

1 Offensichtlich war die These auch für die zahlreichen Jubiläumskongresse und -publikationen des Nizäa-Jahres 2025 zu ‚groß‘, um wahrgenommen zu werden; zumindest wurde sie meines Wissens nicht prominent diskutiert.

Theodosianus als Ergebnis neuer Wissenspraktiken, die ein Jahrhundert zuvor von christlichen Theologen eingeführt und mit der sukzessiven politischen und soziokulturellen Dominanz dieser Religion in andere Diskurse eingingen und diese prägten. Den Kern dieser Entwicklung definiert der Verfasser so: „This shift in scholarly practice arose from a tradition of doctrinal argumentation that found ultimate value in defining a universal statement and promulgating this statement as the bounds of Orthodoxy“ (S. 13). Er betont, dass dies eben auch römisches und rabbinisches Recht betraf, unabhängig davon, ob spätantike jüdische Autoritäten und moderne Judaisten dies bestritten und bestreiten. „The Theodosian order of books“ (S. 18) war Letteney zufolge ein universal zu beobachtender Effekt der universalisierenden christlichen Argumentationsweise.

Allerdings liegt der Fokus des Buches *de facto* vor allem auf dem Einfluss theologischen Denkens auf römisch-rechtliche Wissenspraxis als auf der Herausbildung des (palästinischen) Talmud, der nur in einem Unterkapitel (S. 217–224) an sich diskutiert wird. Zwar trifft die Feststellung zu: „The rabbis of Late Antiquity were scholars, and they worked and lived within a self-aware system of scholastic disputation“ (S. 217), sie ist allerdings auch nicht neu.² Letteney übersieht nicht die Differenzen zwischen jüdischem und römisch-christlichem Recht, wobei ersteres sich als orale Kommunikation inszenierte, selbst wenn Diskussionen in rabbinischen Lehr- und Lerngemeinschaften niedergeschrieben wurden³; diese wurden aber auch in der Schriftfassung nicht in vergleichbarer Weise systematisiert wie römisches Recht im *Codex Theodosianus*. Dennoch insistiert der Verfasser darauf, dass der palästinische Talmud sich einem spezifischen „scholastic framework“ verdanke: „it is inflected by Christian ways of knowing, forged in the fires of doctrinal controversy“ (S. 224). Diese Eingemeindung jüdischer Literatur in das christlich geschaffene Diskursuniversum des fünften Jahrhunderts leistet meines Erachtens das vorgeführte Material nicht.

2 Der Verfasser beruft sich auf H. Lapin: *Rabbis as Romans. The Rabbinic Movement in Palestine, 100–400 CE.* Oxford/New York 2012. Sinnvoll heranzuziehen gewesen wäre insbesondere auch M. Hirshman: *The Stabilization of Rabbinic Culture, 100 C.E.–350 C.E. Texts on Education and Their Late Antique Context.* Oxford/New York 2009.

3 Dazu vgl. M. Hirshman/D. Satran with the assistance of A. Reisler (Hrsgg.): *Rabbinic Study Circles. Aspects of Jewish Learning in Its Late Antique Context.* Tübingen 2020 (*Studies in Education and Religion in Ancient and Pre-modern History in the Mediterranean and Its Environs* 8).

Auf das erste, der thematischen und methodischen Herangehensweise gewidmete Kapitel (S. 1–21: „Christianizing Knowledge, or a Beginning of Late Antiquity“) folgen weitere sieben Kapitel in zwei größeren Zusammenhängen. Teil I („New Readers“) bietet unter dem Titel „A History of Christian Fact Finding“ einen Blick auf die Herausbildung einer spezifisch christlichen Epistemologie in Texten der vorkonstantinischen Zeit (Kapitel 2, S. 25–63), beschreibt dann unter besonderer Berücksichtigung von Athanasius von Alexandrien „A Methodological Revolution in Fourth-Century Theology“ (Kapitel 3, S. 64–86) und gelangt mit „A New Order of Books in the Theodosian Age“ (Kapitel 4, S. 87–124) zu einer ersten Schlussfolgerung: Sowohl der *Codex Theodosianus* als auch die zeitgenössischen Synodalakten, zumal der Konzile von Ephesus und Chalkedon, seien das Resultat einer wissensorganisatorischen Entwicklung, die ihren Anfang in den Diskussionen in und nach Nizäa genommen habe. Teil II („New Texts“) wendet sich zunächst „New Bookforms“, das heißt der buchtechnischen Umwälzung durch die Verbreitung des Codex zu (Kapitel 5, S. 127–144), geht dann auf neue Formen des Umgangs mit Manuskripten ein („New Texts“, Kapitel 6, S. 145–171), wirft einen gesonderten Blick auf neue „scribal tools“ wie die *nomina sacra* („Christian Tools in Traditionalist Texts“, Kapitel 7, S. 172–198) und geht auf die Verbreitung dieser neuen Praktiken des Wissens in weiteren, mit dem Christentum nicht (unmittelbar) in Verbindung stehenden Kontexten ein, was zu „New Meanings“ führe (Kapitel 8, S. 199–224). Auf eine knappe „Conclusion“ (S. 225–229) folgt noch eine Fallstudie, die „The Theodosian Code in Its Christian Conceptual Frame“ analysiert (S. 231–262). Mit einer beachtlichen Bibliographie sowie dem – wie in anglophonen Publikationen üblich – in sich nicht weiter untergliederten Index schließt das nicht sehr dicke, aber sachlich ambitionierte Buch.

Obwohl Letteney erklärt, keinen „totalizing, teleological, or internally coherent account of Christian knowledge formation before the fourth century“ bieten zu wollen (S. 27), bemüht er sich doch, in Kapitel 2 die Grundlage für die später einsetzende, gelehrte Diskurse durchgreifend umgestaltende Entwicklung aus einer Fülle von Quellen herauszuarbeiten. Im Anschluss an antike Autoren arbeiteten auch Christen auf der Basis der Unterscheidung von „preceptual (δοξαστικός)“ und „epistemic (ἐπιστήμων)“, das heißt auf „doctrines“ oder „scholarly practices“ bezogenem Wissen (S. 30–31).⁴ Spä-

4 So Plat. Th. 207c; vgl. S. 28–29; aufgenommen zum Beispiel bei Clem. Al. Strom. 2,49,2–4.

testens mit Nizäa trat die Schriftauslegung als primärer Modus der Wissensgenerierung gegenüber dem „patristic commentary“, der Produktion kondensierter Formen ‚richtigen‘ (orthodoxen) Wissens mit Bezugnahme auf autoritative ‚Väter‘, zurück.⁵ Ansätze solcher Skepsis bezüglich der Berufung auf die Schrift (und auch auf die Tradition) findet Letteney zum Beispiel bereits bei Ignatius von Antiochien (S. 34)⁶ und bei Justin (S. 40), während Irenäus von Lyon als erster ‚orthodoxer‘ Theologe erscheint, der die Bibel als Grundlage eines epistemischen Prozesses heranzog, der konsistentes und damit effektiv gegen ‚Häretiker‘ einsetzbares Wissen über Gott und die Welt erzeugte (S. 43). ‚Häresie‘ entsteht durch falsches methodisches Vorgehen (S. 48) – ein auch über Irenäus hinaus zu findendes Verdikt.⁷ Dagegen zeigt sich Tertullian skeptisch gegenüber der Schrift als Quelle von Wahrheit – das könne zwar theoretisch der Fall sein, aber seit Jesus die gültige Wahrheit gebracht habe, sei das Forschen in der Schrift unnötig, ja gefährlich: „*Seeking is epistemic heresy, no matter the preceptual outcome*“ (S. 52). Eine solche Skepsis gegenüber in Schrift sedimentierter Überlieferung findet Letteney auch im *Evangelium Veritatis* (NHC I,3), das die Vielfalt von Positionen ergänzt, die die Bibel gerade nicht als autoritative Quelle von Wahrheit betrachteten (S. 59–61).

Der „scholastic shift“ im vierten Jahrhundert hängt für Letteney wesentlich mit Athanasius’ Wirken zusammen. Dieser hatte am Konzil von Nizäa teilgenommen, „intending to apply his keen exegetical skills to scripture“, vollzog aber im Laufe der folgenden Jahrzehnte eine Abkehr „from his youthful contention that scripture and scriptural interpretation was chiefly important for clarifying doctrine, and so had his Catholic peers“ (S. 71). Für den jungen Athanasius bezieht sich Letteney auf Alexanders von Alexandrien Schreiben

5 Letteney folgt hier M. Vessey: *The Forging of Orthodoxy in Latin Christian Literature. A Case Study*. In: *J ECS* 4, 1996, S. 495–513. Erstaunlicherweise keine Beachtung findet Th. Graumann: *Die Kirche der Väter. Vätertheologie und Väterbeweis in den Kirchen des Ostens bis zum Konzil von Ephesus (431)*. Tübingen 2002 (Beiträge zur Historischen Theologie 118).

6 Ohne Hinweis auf die umstrittene Datierung der Ignatiusbriefe liest Letteney sie als Quellen des frühen zweiten Jahrhunderts.

7 Umfangreiches Material dazu bietet A. Le Boulluc: *La notion d’hérésie dans la littérature grecque IIe–IIIe siècles*. Vol. 1: *De Justin à Irénée*. Vol. 2: *Clément d’Alexandrie et Origène*. Paris 1985 (Collection des Études Augustiniennes. Série Antiquité 110/111).

Ἐνὸς σώματος⁸, für den älteren auf *De decretis synodi Nicaenae* aus den späten 350er Jahren. Athanasius' Denkbewegung stellt für den Verfasser den Kern der allgemeinen dogmatischen Entwicklung im trinitarischen Streit dar: „The story of Christian scholasticism over the fourth century is the story of the rise of the Nicene Creed's rise from a distillation of Scripture, to a check on scriptural interpretation and finally to a universal statement by which all exegesis could be judged“ (S. 74). Die Auflistung der im Gottesdienst zu gebrauchenden Schriften in Athanasius' Osterfestbrief von 367 war entsprechend keine Kanonisierung von Texten, aus denen die wahre Lehre unmittelbar entnommen werden konnte, sondern eine Zusammenstellung von Schriften, die, mit der ‚orthodoxen‘ Brille gelesen, die rechte Lehre bestätigen würden – der Text wurde damit zum Paratext (S. 79). Das bedeutete: „Scriptural interpretation had become epistemically subsequent and methodologically ancillary“ (S. 81). Mag man Athanasius auch zentrale Bedeutung für die Kontroversen des vierten Jahrhunderts beimessen, so war er doch lebenslang umstritten und avancierte erst *post mortem* zur Ikone der Orthodoxie; was in späterer Zeit als ‚(neu-)nizänisch‘ galt, war nicht unbedingt auch ‚athanasianisch‘. Die kontinuierliche Formulierung und Diskussion von Bekenntnissen zwischen Nizäa und Konstantinopel (und darüber hinaus) fasst Letteney allzu knapp zusammen.⁹

Auch im folgenden Kapitel setzt sich der Eindruck fort, dass eine gerade Linie gezogen wird, der zahlreiche Aussagen patristischer Autoren zugeordnet werden, dass aber doch sehr unterschiedliche Quellen unter einem einzigen Leitparadigma versammelt werden. Christliche Autoren mussten sich dauerhaft mit der Herausforderung der Vielfalt orthodoxer und heterodoxer Meinungen befassen, wofür die Methode der „aggregation“ (S. 91–97), also der Anhäufung solcher Aussagen zwecks kritischer Kommentierung und

8 Urkunde 4b (= Dokument 2.2 in der neuen Zählung der „Athanasius Werke“). Athanasius' Autorschaft für dieses Schreiben ist wahrscheinlich, aber keineswegs unumstritten. Letteney's Auskunft: „In any event, it came from the chancery in which Athanasius worked as Alexander's secretary“ (S. 72 Anm. 27) ist unbefriedigend, gemessen an der weitreichenden persönlichen Entwicklung, die er zwischen diesem Text und Athanasius' späteren Werken feststellt.

9 Noch nicht kennen konnte er W. Kinzig: *A History of Early Christian Creeds*. Berlin/Boston 2024. Jedoch hätte das Heranziehen von W. Kinzig (Hrsg.): *Faith in Formulae. A Collection of Early Christian Creeds and Creed-related Texts*, 4 vols. Oxford 2017 (Oxford Early Christian Texts) die Komplexität der Bekenntnisentwicklung zu berücksichtigen geholfen.

Einordnung, zum Einsatz kam. Aber lässt sich dies wirklich als universalisierendes ‚tool‘ allen Wissensbereichen zuschreiben, ohne die Besonderheiten von Diskursräumen zu nivellieren? Für den theologischen Bereich lässt sich das womöglich belegen: So verweist Letteney auf Äußerungen von Hilarius von Poitiers und Vinzenz von Lérins über die Notwendigkeit, die rechte Lehre, selbst wenn sie in einem Bekenntnis wie dem Nizänum Ausdruck gefunden hatte, immer wieder gegen Fehlinterpretationen verteidigen zu müssen, und das war gewiss auch das Vorhaben des (kyrillischen) Konzils von Ephesus 431 (S. 98–99). Aber sorgten Athanasius und Hilarius tatsächlich dafür, dass „Christian book culture became Roman book culture“ (S. 100), und kann man den Enzyklopädisten Macrobius und Martianus Capella im selben Sinne die Suche nach „universal knowledge“ attestieren (S. 107)? Letteney betont, dass derselbe Doppelschritt – „aggregation of previous scholarly material, regardless of its validity or authority“ sowie „distillation of that material into a work of universal truth“ – für Athanasius’ Berufung auf das Nizänum wie für die Kompilatoren des *Codex Theodosianus* gelte (S. 111) und dass die Zurückweisung dieser Methode durch Traditionalisten wie die Verfasser der *Historia Augusta* gerade den Grad der Innovativität der „aggregation“ beweise (S. 117). Das führt schließlich zu der Pointe, selbst den Traditionsrömer Macrobius, der das Christentum in seinen *Saturnalia* nicht als Bestandteil der für ihn maßgeblichen (Text-)Welt sieht, als Nutzer einer dezidiert nizänisch-christlichen Methode zu verbuchen (S. 123)!

Für den zweiten Teil des Buches steckt Letteney mit einer Bemerkung zur Codexform den generellen Kurs ab: „When Nicene Christians came to widespread power in the Theodosian age, armed with a novel set of practices and a canon of scripture that circulated in codex format as universally true, the peculiar Christian perspective on the codex format transferred to other universal statements of truth that took the same shape“ (S. 129–130). Die Umstellung von der Rolle auf den Codex ist in jüngerer Zeit viel behandelt worden¹⁰; Letteney spitzt diese Entwicklung so zu: „In the Theodosian approach to scriptural codices we find a theology of bookish incarnation“ (S. 137). Der

10 Der Verfasser bezieht sich unter anderem auf A. Grafton/M. H. Williams: *Christianity and the Transformation of the Book. Origen, Eusebius, and the Library of Caesarea*. Cambridge, MA/London 2006 sowie auf M. Wallraff: *Kodex und Kanon. Das Buch im frühen Christentum*. Berlin/Boston 2013 (Hans-Lietzmann-Vorlesungen 12).

Codex Theodosianus zeigte: „The codex had become the code – a symbol in and of itself“ (S. 144). Dann mussten allerdings Ambiguitäten innerhalb eines und desselben Codex vermieden werden, wie das älteste Manuskript von Ambrosius’ *De fide ad Gratianum* zeigt, in dem Referate ‚arianischer‘, also gefährlicher Lehren vom Abschreiber zur Vermeidung von Missverständnissen mit roten Überschriften gekennzeichnet wurden (S. 149–154, mit mehreren, leider nicht farbigen Abbildungen). Wenn eine Pluralität von (teils heterodoxen) Meinungen überliefert werden sollte, bedurfte es demnach gewisser Vorsichtsmaßnahmen, was ebenso für nichttheologische Texte wie den *Codex Theodosianus* galt. Letteney unterstreicht, dass die Juristen von den Theologen lernten, nicht umgekehrt – „aggregation“ und „discernment“ waren zuerst eine theologische Innovation (S. 167).

Das gilt auch für den Gebrauch von Abkürzungen, den *nomina sacra*, die aus christlichem Kontext in andere Verwendungszusammenhänge einwanderten – oder, wenn ein Manuskript Texte christlicher und nichtchristlicher Provenienz enthielt, unterschiedslos gebraucht wurden, sei es mit poetischem oder juristischem Inhalt (S. 177, 179–180). Dabei ist nicht entscheidend, ob es sich um eine bewusste, „ideological or textual“ oder um eine beiläufige, „technological ‚Christianization‘“ von Schreibstilen handelt (S. 183). Letzteres ist wohl der Fall beim Gebrauch des Staurogramms als grammatischen Zeichens (S. 186) – gleichwohl sieht Letteney die zunehmende Verwendung solcher Abkürzungen als klares Anzeichen der im fünften Jahrhundert weit fortgeschrittenen ‚Christianisierung‘ literarischer Praktiken, nicht im Sinne einer individuellen Konversion der Schreiber, sondern der Etablierung christlicher Usancen als „politically and scholastically dominant“ (S. 194). Die Folgerung ist: „The distinction between ‚Pagan‘ and ‚Christian‘ manuscript production does not hold in the Theodosian age“ (S. 197); eine solche kann aber auch nur behauptet werden, wenn man diesem Dual eine Exklusivität zuschreibt, die er in jener Zeit weder für ‚Heiden‘ noch für (die meisten) Christen hatte, wie in jüngerer Zeit vielfach herausgearbeitet worden ist.¹¹

Das letzte Kapitel (S. 199–225) widmet sich den Umgangsformen mit „aggregierten“ Schriften, die nur durch bewusst selektierendes Lesen zur Quelle

11 Vgl. etwa M. Kahlos: *Debate and Dialogue. Christian and Pagan Cultures c. 360–430*. Aldershot 2007 (Ashgate New Critical Thinking in Religion, Theology, and Biblical Studies).

von Wahrheit werden konnten. Das Zitationsgesetz von 426 „is perhaps the purest example of the dangers involved in producing and using aggregative scholarship in service of a universalizing knowledge regime“ (S. 203). Damit entstand ein „institutionalized suspicion of documents and archives“, was sich in Hieronymus' Umgang mit abweichenden Bibelhandschriften (S. 209–211) und ebenso in der Handhabung von Konzilsakten – hier: Karthago 411 und Chalkedon 451 – zeigte¹²: „The centrality of traditional documents for the creation of reliable knowledge led to the necessity of scrutiny“ (S. 216).

Letteney unterstreicht in der Schlussbemerkung (S. 225–231) nochmals seine These einer auf alle Formen des Umgangs mit Wissen einschließlich seiner medialen Träger ausstrahlende Transformation von Schriftpraktiken im vierten und fünften Jahrhundert. „The proliferation of a scholastic regime that began as a theological tool through ‚secular‘ domains is an aspect of Christianization“ (S. 227). Allerdings schränkt er im gleichen Atemzug ein: Die Analyse des *Codex Theodosianus* legt nahe, „that the Christian/non-Christian distinction fails in this context“ (ebd.). Gleichwohl bekräftigt Letteney zumindest die historiographische Relevanz seiner These, da die Herausbildung der beschriebenen Praktiken eben mit der christlichen Kontroversliteratur des vierten Jahrhunderts begonnen habe: „Understanding the theological disputes of the fourth century helps us to contextualize the scholastic field of the fifth“ (S. 228). Dass noch heute US-amerikanische Präsidenten bei ihrer Vereidigung eine Hand auf die Bibel legen und somit „the strange, fetishistic power of books in contemporary American discourse“ auf die spätantike „conflation of code, codex, and codification“ und die damit einhergehende „institutionalization of material, biblical power“ zurückzuführen sei (S. 229), mag etwas weit hergeholt erscheinen¹³; die ja durchaus verbreitete Zuschreibung ‚magischer‘ Kräfte an Bücher oder andere Objekte spielt im vorliegenden Buch keine Rolle. Letteney schließt mit der hoffnungsvollen Aussage: „By diving deep into the literature and material of the period, we may yet uncover some pearls of great price that help to understand what it

12 An diesem Punkt wäre ein Bezug auf die Synthese von Th. Graumann: *The Acts of the Early Church Councils. Production and Character*. Oxford 2021 (Oxford Early Christian Studies) sinnvoll gewesen, nicht nur auf die vorbereitenden Fallstudien.

13 Das gilt auch für die etwas kontextlos erfolgende Diskussion des juristischen Prinzips des ‚Originalismus‘ am Beispiel des US-amerikanischen Verfassungsrichters Antonin Scalia (S. 85), ebenso für die Erwähnung von (bereits bekannten) Missbrauchsvorwürfen gegen einen Historiker des frühen Christentums (S. 35 Anm. 23).

means for a society itself to ‚become Christian‘“ (ebd.). Vielleicht lässt sich etwas vorsichtiger formulieren: Die diskutierten Wissenspraktiken leisteten einen wichtigen Beitrag zur Transformation buchkultureller und diskursiver Traditionen; sie sind aber kaum so dezidiert als ‚nizänisch‘ und auch nur *cum grano salis* als ‚christlich‘ zu klassifizieren, wie Letteney suggeriert. Das Buch will im Blick auf die Christianisierung des römischen Reiches zu viel aus einem einzigen Blickwinkel erklären.¹⁴ Dabei ist es auch ohne diese Zentralperspektive anregend genug: Wer sich über epistemologische und mediale Konstellationen in der Spätantike informieren will, sollte Mark Letteneys Erstlingswerk aufmerksam zur Kenntnis nehmen.

- 14 Interessanterweise ist jüngst eine Alternativerzählung vorgeschlagen worden, der zufolge die Grundbewegung des fünften Jahrhunderts gerade nicht die Vereindeutigung von juristischen und religiösen Texten, sondern die Eröffnung von Denkräumen zur Überlieferung und Diskussion unterschiedlicher Meinungen gewesen sei: K. Heyden: Unterscheiden ohne zu trennen. Wiederentdeckung eines christlichen Weltzugangs aus Quellen des fünften Jahrhunderts. Tübingen 2025. Hier werden ebenfalls der *Codex Theodosianus* und der Palästinische Talmud sowie vor allem die *Apophthegmata Patrum* herangezogen. Heyden (S. 119 Anm. 30) setzt sich knapp, aber kritisch pointiert mit Letteneys These auseinander; beide Ansätze eingehender ins Gespräch zu bringen wäre ein lohnendes Unternehmen.

Peter Gemeinhardt, Georg-August-Universität Göttingen
Theologische Fakultät
Lehrstuhl für Kirchengeschichte mit Schwerpunkt Spätantike
peter.gemeinhardt@theologie.uni-goettingen.de.

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Peter Gemeinhardt: Rezension zu: Mark Letteney: *The Christianization of Knowledge in Late Antiquity. Intellectual and Material Transformations*. Cambridge: Cambridge University Press 2023. In: Plekos 28, 2026, S. 397–405 (URL: <https://www.plekos.uni-muenchen.de/2026/r-letteney.pdf>).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND
